

Geschwisterlichkeit und soziale Freundschaft

Enzyklika *Fratelli tutti* von Papst Franziskus (3.10.2020)

(erschienen in: Regnum 55 [2021], 89-96)

Fratelli tutti, „Ihr Brüder alle“, einen Brief mit diesen Eingangsworten schrieb der hl. Franz von Assisi einst an alle seine Brüder und Schwestern, um ihnen eine dem Evangelium gemäße Lebensweise darzulegen. Ein Schreiben dieser Art möchte auch Papst Franziskus mit dieser Enzyklika vorlegen. Über alle politischen und räumlichen Grenzen hinaus wendet er sich in ihr an alle Menschen. In der Tat wusste sich der heilige Franziskus, der sich als Bruder der Sonne, des Meeres und des Windes verstand, noch viel tiefer eins mit denen, die wie er von menschlicher Art waren. Er ging seinen Weg an der Seite der Armen, der Verlassenen der Kranken, der Ausgestoßenen und der Geringen (cf. Nr. 2). Diesen Weg möchte auch der Papst mit seiner Enzyklika gehen. „Die mit der Geschwisterlichkeit und der sozialen Freundschaft einhergehenden Fragestellungen waren mir immer ein Anliegen“, schreibt der Papst (Nr. 5). Hierbei hat er sich besonders vom Großimam Ahmad Al-Tayyet anregen lassen, den er in Abu Dhabi (Vereinigte Arabische Emirate) besucht hat. Dort haben sie beide daran erinnert, dass Gott „alle Menschen mit gleichen Rechten, gleichen Pflichten und gleicher Würde geschaffen und sie dazu berufen hat, als Brüder und Schwestern miteinander zusammenzuleben“ (Nr. 5). Gegenüber gewissen Praktiken, andere zu übergehen und zu ignorieren, will er darauf „mit einem neuen Traum der Geschwisterlichkeit und der sozialen Freundschaft“ antworten (Nr. 6).

(I) In seinem ersten Kapitel beklagt der Papst die Tendenzen zu Egoismus, Individualismus, Nationalismus und Populismus in der heutigen Welt. Mensch und Natur werden von einem Wirtschaftssystem ausgebeutet, das nur den Profit und das Gesetz des Stärkeren kennt. Technischer Fortschritt wird urgirt, ohne auf das umfassende Wohl der Mitmenschen zu achten. Einerseits ist der Traum eines Vereinten Europas und einer lateinamerikanischen Integration vorangeschritten. Doch Rückschritte machen sich bemerkbar. Verbohrte, übertriebene, aggressive Nationalismen leben auf. Unter der vermeintlichen Verteidigung nationaler Interessen verbergen sich nationale Egoismen, die die Interessen und das Wohl der größeren Gemeinschaft in den Wind schlagen. Die zunehmend globalisierte Gesellschaft macht uns zu Nachbarn, aber damit nicht schon zu Geschwistern. „Wir sind einsamer denn je in dieser durch Vermassung gekennzeichneten Welt, welche die Einzelinteressen bevorzugt und die gemeinschaftliche Dimension der Existenz schwächt“ (Nr. 12). „Aufrecht bleibt nur das Bedürfnis, grenzenlos zu konsumieren, und das Hervorkehren vieler Formen eines inhaltlosen Individualismus“ (Nr. 13).

Wir sind noch auf dem Weg. „Das Gute, ebenso wie die Liebe, die Gerechtigkeit und die Solidarität erlangt man nicht ein für alle Mal; sie müssen jeden Tag neu errungen werden“

(Nr.11). „Sorge tragen für die Welt, die uns umgibt und uns erhält, bedeutet Sorge tragen für uns selbst. Wir müssen uns aber zusammenschließen in einem ‚Wir‘, welches das gemeinsame Haus bewohnt. Dieses Bemühen interessiert die wirtschaftlichen Mächte nicht, die schnelle Erträge brauchen“ (Nr. 17). Uns dagegen muss das Bemühen um das Wir der Gemeinschaft ein Anliegen sein.

Während verschlossene und intolerante Haltungen, die uns von den anderen abschotten, zunehmen, verschwindet paradoxer Weise die Distanz bis hin zur Aufgabe der Privatsphäre. „Die digitalen Beziehungen, die von der Mühe entbinden, eine Freundschaft, eine stabile Gegenseitigkeit und auch ein mit der Zeit reifendes Einvernehmen zu pflegen, geben sich den Anschein einer Geselligkeit. Sie bilden nicht wirklich ein ‚Wir‘, sondern verbergen und bestärken gewöhnlich jenen Individualismus, der sich in Fremdenfeindlichkeit und in der Geringschätzung der Schwachen ausdrückt. Die digitale Vernetzung genügt nicht, um Brücken zu bauen“ (Nr. 43). Brücken zu bauen aber ist das Anliegen der Enzyklika des Papstes. – In den weiteren sieben Kapiteln entfaltet der Papst die Antwort auf diese Herausforderungen.

(II) Das 2. Kapitel verweist auf das Beispiel des Samariters, der selber zu Hilfe kommt, Hand anlegt und nicht auf die Hilfe der öffentlichen Hand wartet. Jenseits aller unterschiedlichen religiösen Überzeugungen ist dieses Gleichnis für jeden Menschen verständlich und ist in der Lage, ihn anzusprechen. Der barmherzige Samariter hat mit seinen Gesten gezeigt, dass die Existenz eines jeden von uns an die der anderen gebunden ist. Und darin gibt es nicht den Unterschied von Israeliten und Samaritern, Priestern und Kaufleuten. „Es gibt einfach zwei Arten von Menschen: jene, die sich des Leidenden annehmen, und jene, die um ihn einen weiten Bogen herum machen“ (Nr. 70). „Bei jenen, die vorbeigehen, gibt es eine Besonderheit, die wir nicht übersehen dürfen: Sie waren religiöse Menschen. Mehr noch, sie widmeten sich dem Gottesdienst: ein Priester und ein Levit. Das ist eine besondere Bemerkung wert: Es weist darauf hin, dass die Tatsache, an Gott zu glauben und ihn anzubeten, keine Garantie dafür ist, dass man auch lebt, wie es Gott gefällt“ (Nr. 74). Da können jene, die sich für ungläubig halten, den Willen Gottes manchmal besser erfüllen als die Glaubenden. Das muss uns nachdenklich machen.

Jeder Tag bietet uns die Gelegenheit, zu neuen Schritten. Wir dürfen nicht alles von denen erwarten, die uns regieren. Wir können selbst Veränderungen einleiten. Wir müssen aktiv am Aufbau der Gesellschaft teilnehmen. Es geht darum, den hilfsbedürftigsten Personen beizustehen, ohne darauf zu schauen, ob sie zu unserer Religion oder Nation gehören. Im Fall des Samariters (der von den Israeliten als Häretiker betrachtet wurde) ist er dem unter die Räuber gefallen Juden der Nächste geworden. Die Folgerung Jesu ist die Aufforderung: „Dann geh und handle du genauso“ (Lk 10,37). Selbst denen sollen wir beistehen, die nicht zu unserer Religion oder unserem Volk gehören, etwa zum Islam oder zu den Afrikanern, wenn sie in Notlage sind.

(III) Das 3. Kapitel urgiert, Bande der Geschwisterlichkeit und Gemeinschaft zu pflegen und über das „Ich“ zum „Wir“ hinauszugehen. Der Blick des Papstes weitet sich auf eine „offene

Welt“, auf die Welt des Nächsten und der Gemeinschaft. „Gesunde und echte Beziehungen öffnen uns für andere, die uns wachsen lassen und bereichern“ (Nr. 89). Und schließlich richtet sich die Liebe „auf die universale Gemeinschaft hin aus. Niemand reift oder gelangt zur Erfüllung, wenn er sich isoliert“ (Nr. 95). Es gilt, sich auch der Gemeinschaft zu öffnen. Die Liebe verlangt eine fortschreitende Öffnung hin zu den Mitmenschen und zu der Mitwelt. Diese Öffnung muss auch den Menschen mit Behinderungen gelten, die sich oft ohne Zugehörigkeit und allein gelassen fühlen. Eine „aktive Teilnahme an der zivilen und kirchlichen Gemeinschaft“ soll ihnen geschenkt werden (Nr. 98). Desgleichen ist an die älteren Menschen zu denken, die „manchmal als Last empfunden werden“, zumal wenn sie eine Behinderung haben (ebd.). Das kann christliche Liebe nicht zulassen. „In dieser Zeit, in der sich alles zu verwässern und aufzulösen scheint, ist es gut, an die Solidarität zu appellieren, die sich daraus ergibt, dass wir uns für die Schwäche anderer verantwortlich fühlen“ und versuchen, gemeinsame Wege des Beistandes zu finden (Nr. 115). Dabei darf niemand aufgrund seiner Herkunft (aus einer Minderheit, einer anderen Religion, einem negriden Volksstamm) oder seines minderen Standes ausgeschlossen werden.

(IV) Das 4. Kapitel fordert eine Offenheit für die weite Welt auch anderer Kulturen, die Chancen geben für eine weitere Bereicherung des eigenen Lebens. Der Verweis auf die weite Welt führt hin zu den Migranten, die aus anderen Kulturen und Religionen zu uns kommen. „Unsere Bemühungen für die zu uns kommenden Migranten lassen sich in vier Verben zusammenfassen“, schreibt der Papst: „aufnehmen, schützen, fördern und integrieren“ (Nr. 129). Zugleich bedeuten diese nicht einfach nur Lasten und Bürden. „Die Ankunft verschiedener Menschen, die aus anderen Lebenskontexten und kulturellen Zusammenhängen kommen, wird zu einer Chance ... von Begegnungen zwischen Menschen und Kulturen. Für die Gemeinden und Gesellschaften, in denen sie ankommen, sind sie eine Chance zur Bereicherung“ (Nr. 133). So wird der Gefahr begegnet, Opfer einer «kulturellen Sklerose» zu werden. „Deshalb ist es nötig, dass wir miteinander reden, die Reichtümer eines jeden entdecken“ und in einem geduldigen, vertrauensvollen Dialog zur Geltung bringen (Nr. 134).

Dennoch „ist es nicht angebracht, das, was ortsgebunden ist und uns mit beiden Beinen auf dem Boden der Realität bleiben lässt, aus dem Auge zu verlieren“ (Nr. 142). Das wäre das andere Extrem. „Eine Offenheit, die ihr Wertvollstes preisgibt [etwa den christlichen Glauben] ist nicht die Lösung. So wie es ohne persönliche Identität keinen Dialog mit anderen gibt, so gibt es auch keine Offenheit zwischen den Völkern ohne die Liebe zum eigenen Land und seinen Menschen sowie zu ihren jeweiligen kulturellen Eigenheiten“ (Nr. 143). Es bedarf der Liebe zum eigenen Volk und eines gesunden Patriotismus. Aber es bedarf zugleich eben auch der Offenheit für das Universale der anderen Völker und Kulturen. In der Beziehung und Auseinandersetzung mit denen, die anders sind, erschließt sich der ganze Reichtum des menschlichen Lebens und werden wir gegenseitig bereichert.

Tatsächlich steht eine gesunde Offenheit nie im Gegensatz zur eigenen Kultur. „Deshalb hab ich die indigenen Völker aufgefordert, so der Papst, ihre angestammten Wurzeln und Kultu-

ren zu bewahren, wollte zugleich aber auch klarstellen, dass es nicht meine Absicht war, «einen völlig geschlossenen, ahistorischen, statischen Indigenismus voranzutreiben, der jede Form von Vermischung ablehnt», denn «die eigene kulturelle Identität wurzelt im Dialog mit denen, die anders sind, und wird durch ihn bereichert. Echte Bewahrung ist keine verarmende Isolation» (Nr. 148). Jede Gruppe von Menschen ist ein Teil des Geflechtes universaler Gemeinschaft. „Letztlich erfordert dieser Ansatz, dass wir freudig akzeptieren, dass kein Volk, keine Kultur oder Person sich selbst genügen kann. Die anderen sind konstitutiv notwendig für den Aufbau eines erfüllten Lebens“ (Nr. 150).

(V) Das 5. Kapitel führt aus, dass eine Spiritualität der Geschwisterlichkeit über persönliche Hilfen auch zu wirksamen, sozialen Organisationen drängt. „Den Armen mit Geld zu helfen, muss ... immer eine provisorische Lösung sein, um den Dringlichkeiten abzuhelfen. Das große Ziel muss immer sein, ihnen mittels Arbeit ein würdiges Leben zu ermöglichen“ (Nr. 162). Die Arbeit ist nicht nur dazu da, Brot zu verdienen. Sie ist auch ein Weg zu persönlichem Wachstum, zu mitmenschlichen Beziehungen und zur Mitarbeit an der Entfaltung der Welt. Immer bedarf es der gegenseitigen Unterstützung. Hier spielen auch tatkräftige Unternehmer und deren Betriebe eine wichtige Rolle. „So brauchte zum Beispiel auch der barmherzige Samariter ein Gasthaus zur Unterstützung, weil er es momentan nicht *allein* schaffen konnte“ (Nr. 165). Dies zeigt, dass nicht nur eine Spiritualität der Geschwisterlichkeit wachsen muss, sondern zugleich eine weltweite, wirksame Organisation zur Lösung der drängenden Probleme, sei es der Probleme in den armen Ländern, sei es der Probleme im eigenen Land. Hierher gehört eine gute, hilfreiche Wirtschaftspolitik. Es gibt neben der nachbarlichen Nächstenliebe auch eine soziale Liebe, die uns das Gemeinwohl lieben und unterstützen lässt. Sie strebt nicht nur das Wohl des Einzelnen an, sondern das Wohl *aller* Personen. Es gibt Akte der Liebe, „die dazu anspornen, bessere Institutionen zu schaffen, gerechtere Ordnungen, solidarischere Strukturen“ (Nr. 186). „Während jemand einem älteren Menschen hilft, einen Fluss zu überqueren – und das ist wahre Liebe –, so erbaut der Politiker ihm eine Brücke, und auch das ist Liebe“ (ebd.).

(VI) Das 6. Kapitel betont die Notwendigkeit des Dialoges und der sozialen Freundschaft. „Um einander zu begegnen und sich gegenseitig zu helfen, müssen wir miteinander sprechen. Es versteht sich von selbst“, dass dazu Dialog notwendig ist (Nr. 198). Es herrscht gegenwärtig der Brauch, den Gegner schnell zu diskreditieren und mit demütigenden Schimpfworten zu versehen, in der Politik, aber auch darüber hinaus, anstatt sich einem offenen und ehrlichen Dialog zu stellen. Kleinredende Kritik baut nicht wirklich auf. „Der echte Dialog innerhalb der Gesellschaft setzt die Fähigkeit voraus, den Standpunkt des anderen zu respektieren und zu akzeptieren, dass er möglicherweise gerechtfertigte Überzeugungen oder Interessen enthält“ (Nr. 203). „Unterschiede sind kreativ, sie erzeugen Spannungen und in der Auflösung der Spannung liegt der Fortschritt der Menschheit“ (ebd.). Der Dialog soll alle mit einbegreifen, nicht nur die gut Betuchten und Situierten. „Denn man kann von jedem etwas lernen, niemand ist nutzlos, niemand

ist entbehrlich. Dies bedeutet, dass die Peripherien mit einbezogen werden müssen“ (Nr. 215). Damit bezieht sich der Papst auf das einfache Volk, die Armen und wenig Gebildeten.

(VII) In Konflikten, so das 7. Kapitel, sind Pauschalurteile zu vermeiden. Ein begangener Fehler oder Irrtum lässt doch immer noch Raum für andere, richtige Ansichten und Entscheidungen. Wo jemand einen Fehler gemacht hat, muss er damit nicht schon in allem unrecht haben. . „Der Weg zu einem besseren Zusammenleben schließt immer das Zugeständnis ein, dass der anderen eine – zumindest teilweise – berechtigte Perspektive einbringen könnte, ... selbst wenn er einen Fehler gemacht oder falsch gehandelt hat“ (Nr. 228). Hier stellt sich auch die Forderung nach Versöhnungsbereitschaft. „Vergebung und Versöhnung sind für das Christentum äußerst wichtige Themen“ (Nr. 237). Christus hat nie dazu aufgerufen, Gewalt oder Intoleranz zu schüren. „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen. Bei euch solle es nicht so sein“ (Mt 20,25-26). Vielmehr fordert das Evangelium auf, „siebzimal siebenmal“ zu vergeben.

Dennoch gibt es Kriminelle und unverbesserliche Verbrecher. Wie ist ihnen zu begegnen? Es gibt Despoten und Aufrührer, die die gerechte Ordnung bedrohen und Unfrieden stiften. Wie ist mit ihnen umzugehen? Wie sind sie zurückzuweisen? „Es geht nicht darum, auf unsere eigenen Rechte zu verzichten und Vergebung für einen korrupten Machthaber, einen Kriminellen oder jemanden, der unsere Würde herabsetzt, vorzuschlagen. ... Ihn in rechter Weise zu lieben bedeutet hingegen, auf verschiedene Weise zu versuchen, dass er davon ablässt zu unterdrücken; ihm jene Macht zu nehmen, die er nicht zu nutzen weiß und die ihn als Mensch entstellt. Vergeben heißt nicht, zuzulassen, dass die eigenen Würde und die Würde anderer weiterhin mit Füßen getreten wird“ (Nr. 241).

Es gibt zwei Extremsituationen, die sich unter besonders dramatischen Umständen als Lösungen präsentieren. Das sind der Krieg und die Todesstrafe (Nr. 255). Leicht „will man selbst »präventive« Angriffe oder kriegerische Handlungen unzulässigerweise rechtfertigen, bei denen sich kaum »Schäden und Wirren«, »die schlimmer sind als das zu beseitigende Übel« vermeiden lassen. ... Deshalb können wir den Krieg nicht mehr als Lösung betrachten, denn die Risiken werden wahrscheinlich immer den hypothetischen Nutzen, der ihm zugeschrieben wurde, überwiegen“ (Nr. 258). Ein anderer Weg, den anderen zu vernichten, ist die Todesstrafe. „Der heilige Johannes Paul II. hat klar und entschieden erklärt, dass sie auf moralischer Ebene ungeeignet und schon auf strafrechtlicher Ebene unnötig ist. Es ist unmöglich, an ein Zurückfallen hinter diese Position zu denken. Heute sagen wir klar und deutlich, dass »die Todesstrafe unzulässig ist«“ (Nr. 263). Bis in die nahe Gegenwart hinein wurden in der katholischen Kirche wie in den christlichen Kirchen generell die Positionen des gerechten Krieges und der Todesstrafe für berechtigte Schritte gehalten. Siehe den *Katechismus der Katholischen Kirche* von 1993, Nr. 2309 und 2266. Vor allem in der Frage des „gerechten Krieges“ ist wohl noch mit weiteren Diskussionen zu rechnen.

(VIII) Das letzte Kapitel, das 8. Kapitel, ist ein Aufruf an die Religionen zu gegenseitiger Toleranz, aber auch zu Offenheit für die in ihnen gegebenen Wahrheiten und Einsichten. Die Kirche schätzt das Handeln Gottes in anderen Religionen und „lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit aufrichtigem Ernst betrachtet sie jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die [...] nicht selten einen Strahl jener Wahrheit erkennen lassen, die alle Menschen erleuchtet“ (Nr. 277). Die Rolle der Kirche im öffentlichen Leben erschöpft sich nicht in der Fürsorge für die Armen, Kranken und Behinderten und in den Bereichen der Erziehung. Sie stellt sich ebenso in den „Dienst der Förderung des Menschen und der weltweiten Geschwisterlichkeit“ (Nr. 276).

Der Papst fordert in den Ländern, in denen wir Christen und Katholiken eine Minderheit darstellen, eine Garantie für ihre Freiheit. Aber „genauso befürworten wir sie – so der Papst – für diejenigen, die nicht Christen sind, dort, wo sie eine Minderheit bilden. Es gibt ein grundlegendes Menschenrecht, ... und das ist die Religionsfreiheit für die Gläubigen aller Religionen“ (Nr. 279). Das ist ein entschiedenes Urteil. Diese Haltung hatte die katholische Kirche vor hundert Jahren noch nicht in dieser Klarheit. Wohl hat das II. Vatikanum 1965 diese Lehre schon niedergelegt und verfasst.

Dabei brauchen wir „nicht irgendwelche Abstriche zu machen oder mit unseren eigenen Überzeugungen, die uns viel bedeuten, hinter dem Berg zu halten, um andersdenkenden Menschen begegnen zu können. [...] Denn je tiefer, solider und reicher eine Identität ist, desto mehr wird sie andere mit ihrem spezifischen Beitrag bereichern. Als Gläubige sind wir herausgefordert, zu unseren Quellen zurückzukehren, um uns auf das Wesentliche zu konzentrieren: die Anbetung Gottes und die Nächstenliebe“ (Nr. 282).

Zum Schluss nimmt der Papst auf das brüderliche Treffen mit dem Großimam Ahmad Al-tayyib 2019 in den Vereinigten Arabischen Emiraten Bezug, auf das am Anfang dieses Vortrages verwiesen wurde. Der Papst greift den Aufruf für Frieden, Gerechtigkeit und Geschwisterlichkeit auf, den sie dort gemeinsam gemacht haben. Besonders hier, in Fragen der sozialen Gerechtigkeit und der Sozialethik, finden Christentum und Islam eher Wege der Übereinstimmung. Es überrascht, aber verdient dankbare Anerkennung, dass der Papst in diese ferne, entlegene Region gereist ist, um mit dem dortigen Großimam diesen gemeinsamen Aufruf an die Völker vonseiten der beiden Weltreligionen zu erstellen. Der Aufruf ist am Ende des Schreibens in seinem vollen Text angefügt und dort nachzulesen (Nr. 285).

